

Meine Kindheit

Ich bin in Švihov, Tschechoslowakei, im Jahre 1932 geboren und als Einzelkind aufgewachsen. Einst war dort das jüdische Leben spürbar. Nach dem 2. Weltkrieg gab es dort jedoch keine Juden mehr. Nur noch zwei jüdische Friedhöfe existieren heute in Švihov. Mein Vater war Inhaber einer kleinen Wäschefabrik in Prag. Sein Name war Karel Weil. Leider sah ich ihn deshalb nicht oft, nur an den Wochenenden, wenn er nach Hause kam. Mein Grossvater, Samuel Stern, gründete vor vielen Jahren ein Geschäft. Meine Mutter war die Geschäftsleiterin. Allerlei wurde dort verkauft. Ihr wurde das Geschäft jedoch unter der Bedingung übertragen, sie solle ihren zwei Jahre älteren Bruder Franz, der im Ersten Weltkrieg an der Spanischen Grippe erkrankte, pflegen und betreuen. So wohnten wir die folgenden Jahre mit ihm zusammen. Wenn ich mich an die frühe Kindheit zurückerinnere, war sie beschwerdefrei. Auch heute denke ich gerne an sie zurück. Ich wurde von allen sehr geliebt. Im Jahre 1936 – als ich erst vier Jahre alt war – starb mein Vater bei einem Autounfall. Daraufhin versuchten mir die Angehörigen meinen verstorbenen Vater, so gut es ging, zu ersetzen. Ich habe von ihnen viel Liebe erfahren. Zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters, vermietete meine Mutter das Geschäft in Švihov und wir zogen gemeinsam mit Onkel Franz nach Prag um. Die Stadt Prag liegt etwa 150 km von Švihov entfernt. Dort wohnten wir in einer schönen 4-Zimmerwohnung im Stadtteil Letná. Es war ungewohnt und eine grosse Umstellung plötzlich in einer Grossstadt zu leben, mit ihren Prachtstrassen, der berühmten Karlsbrücke und der Prager Burg. Als kleines Mädchen war ich zwar früher auch schon in Prag, nun aber sah ich alles mit anderen Augen. Die Stadt war sehr eindrücklich. So beobachtete ich gerne vom Fenster unserer Wohnung den Strassenverkehr und die Menschen. Ich liebte die Stadt und wäre am liebsten den ganzen Tag mit meiner Mutter in ihr spazieren gegangen. Meine Grossmutter lebte auch in Prag und so konnten wir sie nun öfters besuchen. Sie schenkte mir oft Schmuck und viel andere tolle Sachen. Ihre Wohnung war schön und grossräumig. In unserem Haus wohnte eine weitere jüdische Familie namens Klement. Ihr Sohn Jindra war in meinem Alter. Wir verstanden uns prächtig und es entwickelte sich eine innige Freundschaft. Wir waren wie Geschwister. Noch heute erinnere ich mich gerne an die Theaterbesuche mit ihm. Es war eine unvergessliche Zeit.



Einmarsch der Deutschen Truppen 1939

An den 15. März 1939 kann ich mich noch sehr gut erinnern. Auf den Einmarsch der Wehrmacht folgte die brutale Besetzung des Landes. Ich war damals sechs Jahre alt. Das Geschehen konnte ich gut von unserer Wohnung aus mitverfolgen. Es war spannend, die zahlreichen Soldaten zu sehen. Als Kind war mir anfangs der Ernst der Lage sowie die Schikanen der Deutschen Besetzer noch nicht bewusst. Da bemerkte ich auf einmal, dass meine Mutter ununterbrochen weinte, sehr traurig aussah und schwieg. Sie wusste wohl, was die Besatzung für uns bedeuten würde. Das Schicksal der Juden in Deutschland war unter anderem durch Zeitungen und Mundpropaganda auch in Prag bekannt. Die Bewohner wussten von den Geschehnissen der letzten Jahre, besonders was den Juden angetan wurde. Es dauerte nicht lange und auch ich spürte die Veränderungen. Aus der Tschechoslowakischen Republik wurde nun das «Protektorat Böhmen und Mähren». Aus der Slowakei ein eigenständiger Staat unter deutscher Aufsicht. So wurden am 21. Juni 1939 im «Protektorat» die Nürnberger Rassengesetze in Kraft gesetzt.

Nun fing die Zeit der vielen Verbote für die Juden an. Täglich gab es weitere Verbote. Wir durften beispielsweise nicht mehr ein Theater, Konzert oder Kino besuchen. Auch der Zutritt zu Sportveranstaltungen wurde uns untersagt. In tschechischer und deutscher Sprache wurden nun alle jüdischen Geschäfte gekennzeichnet. In Parkanlagen durften wir uns nicht mehr aufhalten – sogar in den Wäldern durften wir nicht mehr verweilen. So war es verständlich, dass wir uns in die eigene Wohnung zurückzogen. Viel später erfuhr ich, dass meine Mutter und Onkel Bick mit allen Mitteln versuchten, zumindest mich ins Ausland zu bekommen. Leider waren die Bemühungen vergebens. Ich weiss nichts über die finanziellen Mittel und über die Beziehungen meiner Mutter, die sie damals zur Verfügung gehabt hatte. Ob es nicht genügte? Es war unser Schicksal. Jüdische Familien, die komfortable und schöne Wohnungen besaßen, wurden zum Wohnungswechsel gezwungen. Diese wurden dann von den Deutschen in Besitz genommen, und die Juden mussten sich mit anderen, kleineren Wohnungen abfinden. Die jüdischen Häuser, Fabriken und Geschäfte wurden arisiert und somit beschlagnahmt. Den Besitzern wurde jegliche Verfügung über ihr einstiges Vermögen entzogen. Die Schliessung der Synagoge stürzte die jüdische Gemeinde in tiefe Trauer. Selbst Zeitungen durften wir nicht mehr kaufen. Auch jede Art von Wertgegenständen, Radioempfänger und Musikinstrumenten, Gold und Silber mussten wir abgeben. Zudem durften wir abends nach 20 Uhr die Wohnung nicht mehr verlassen. Trotz dieses Verbots, verliess meine Mutter oft abends die Wohnung und besuchte Verwandte und Freunde. Dies bedeutete für uns zu Hause eine schreckliche Anspannung, da wir uns um ihr Leben sorgten. Manchmal transportierte meine Mutter auch Koffer oder Pakete aus dem Haus. Sie tauschte die darin verstauten Gegenstände jeweils gegen Nahrungsmittel aus. Für die jüdische Bevölkerung war die Lebensmittelration vollkommen unzureichend. So musste man sich von zahlreichen Wertgegenständen trennen und diese gegen Nahrungsmittel eintauschen. Dies war die einzige Möglichkeit um zu überleben.

Meine Schulzeit und der Judenstern

In meiner Schulkasse waren nur zwei jüdische Kinder. Jindra Klement und ich. Mit der Mehrheit der anderen Schüler waren wir befreundet aber manche machten uns die Schulbesuche schwer. So wechselten wir in eine jüdische Schule und fühlten uns dort viel wohler, verstanden uns auch gut mit unseren Lehrern und Gleichgesinnten. Wir waren sehr dankbar für diesen Wechsel. Jedoch wurde auch diese Schule geschlossen und wir Kinder erhielten in kleinen Gruppen Unterricht in Privatwohnungen. Dies war aber ein sehr gefährliches Unterfangen. Die Deutschen wollten uns jede Art von Bildung verbieten. Der «Hagibor» Spielplatz im Stadtteil Strašnice war für uns jüdische Kinder der einzige Spielplatz in Prag. Fredy Hirsch, geboren am 11. Februar 1916 in Aachen, war ein Flüchtling aus Deutschland und wird mir immer in guter Erinnerung bleiben. Wir haben viele Stunden mit ihm auf dem Spielplatz verbracht und er dachte sich immer neue Spiele aus. Seine Liebe und Engagement war für uns Kinder sehr wertvoll. Während den erlebnisreichen Stunden mit Fredy auf dem Spielplatz, konnten wir zumindest vorübergehend die bedrückende und schwere Zeit vergessen. Die Kennzeichnung der Juden mit dem gelben Stern wurde im September 1941 von der Behörde angeordnet. Dieser Stern trug die Aufschrift «Jude». Nur noch mit diesem Stern durften wir und die gesamte jüdische Bevölkerung die Strassen betreten. So wurden wir schlussendlich ganz isoliert und jeglicher Umgang mit nichtjüdischen Freunden zunichtegemacht. Ich war sehr traurig als mir meine Mutter den gelben Stern am Mantel befestigte. Jindra war jedoch stolz darauf ein Jude zu sein und ermutigte mich dazu, trotzdem gemeinsam mit ihm auf die Strassen zu gehen. Anfangs wollte ich dies nicht tun, doch dann entschloss ich mich, dies dennoch zu wagen. Damit der Stern noch deutlicher zu sehen war, steckten wir uns ein kleines Kissen unter den Mantel. So war er auf der linken Brustseite noch deutlicher erkennbar. Zu Beginn fühlte ich mich unsicher. Mit der Zeit jedoch schämte auch ich mich nicht mehr des Sternes.



Beginn der Transporte

So vernahm ich damals zum ersten Mal das Wort «Transporte». Es war aber allen noch unbekannt, um welche Transporte es sich dabei handelte. Mit den darauf folgenden Jahren wurde es jedoch klarer. Man musste sein Zuhause verlassen und sich in einen unbekannten neuen Ort begeben. Täglich musste damit gerechnet werden. Diese Ungewissheit war sehr schlimm für uns. Die Befehle zum Transport wurden durch Beamte der jüdischen Gemeinde in die Wege geleitet. Jeweils mehrere hundert Personen wurden durch diese Befehle innerhalb weniger Tage zusammengepfercht und abtransportiert. Die Juden mussten dabei die Auswahl der Opfer selber bestimmen. So musste als erste unserer Familie meine Grossmutter Marie Weilová, geboren im Jahre 1877, Prag verlassen. An diesem 31. Oktober 1941 sah ich sie zum letzten Mal. Nach dem Krieg erfuhr ich durch Recherchen, dass sie nach Lodz in Polen transportiert wurde und sie dort kurz darauf ermordet wurde. So stellte ich auch fest, dass immer mehr von meinen ehemaligen Schulkameraden samt ihrer Familie abtransportiert wurden. Auch mein Freund Jindra Klement und seine Familie wurden am 12. Februar 1942 nach Theresienstadt abtransportiert. Wir waren damals beide neun Jahre alt und der Abschied traf uns sehr schwer. Wir versprochen einander, dass wir uns nach dem Krieg wieder in Prag treffen würden, und uns bis dahin Briefe schreiben. Er war mein letzter Freund und dies die letzten Augenblicke mit ihm. Jindra und seine Eltern waren nur für kurze Zeit in Theresienstadt. Sie wurden dann nach Polen transportiert und dort ermordet. Dies erfuhr ich erst nach dem Krieg durch die Gedenktafeln und Gedenkbücher in Theresienstadt. Auch Fredy Hirsch vom Spielplatz «Hagibor» musste nun Prag verlassen. Da er nicht mehr auf dem Spielplatz mit uns spielen konnte, gingen wir auch seltener dorthin. Schlussendlich gar nicht mehr, denn um uns Kinder kümmerte sich niemand mehr. Die Sorgen der Erwachsenen waren zu gross und es war nicht an der Zeit, um im Park zu spielen. Nun erfuhren wir, dass auch ein Teil meiner Verwandtschaft nach Theresienstadt transportiert wurde. Darunter mein Cousin Paul. Er war damals erst sechs Jahre alt. Aus Švihov wurden auch Bekannte und Verwandte in die Ghettos in Polen oder nach Theresienstadt abtransportiert. So bangten auch wir um unser Leben. Jeden Tag mussten wir damit rechnen, dass nun auch wir an die Reihe kommen würden. Unser Gepäck und die Schlafsäcke, welche meine Mutter anfertigen liess, standen bereit.

**Franciska mit ihren Eltern. Links der Vater – Rechts die Mutter. Bildaufnahme; 1933-1944 - *Privatbesitz Frankiska Weilová.*

**Portraitaufnahme von Franciska. Bildaufnahme; Prag 1940 *Privatbesitz Frankiska Weilová.*

Unsere Transportaufforderung

Ende April 1942 kam die Nachricht mit der Transportnummer, dass wir nun gehen müssen. Innert weniger Stunden hätten wir unsere Wohnung verlassen müssen. Es war ein schrecklicher Tag. Im letzten Moment entschlossen sich jedoch Onkel und Tante Bick unsere Transportnummer zu übernehmen. Wieder ein schwerer Abschied und das letzte Beisammensein. Sie sorgten sich um mich, als wäre ich ihre eigene Tochter. Auch der bei uns wohnende Onkel Franz, wurde nach Theresienstadt abtransportiert. Bis zum Sammelplatz begleiteten wir ihn. Trauer überfiel uns beim Abschied. Meine Mutter und ich waren nun die letzten Hinterbliebenen unserer Familie. Als ich einige Monate später gerade zehn Jahre alt wurde, wurden wir erneut zum Transport aufgefordert. Ich wollte unbedingt meine Puppe und deren kleinen Handkoffer mit den Kleidern für die Puppe mitnehmen. Unwissend darüber, dass dadurch laut Gewichtsgrenze andere wichtigere Dinge nicht mehr mitgenommen werden konnten. Aus Liebe erlaubte mir meine Mutter dies trotzdem mitzunehmen. Nach dem Attentat auf den «Reichsprotektor» in Prag, im Mai 1942, wurden neben den zahlreichen Vergeltungsmassnahmen wie Massenerschiessungen und vermehrte Transporte in Konzentrationslager, die Gewichtsgrenze für das mitzunehmende Gepäck halbiert: Erwachsene nunmehr 50 Kg und wir Kinder die Hälfte. So weckte mich meine Mutter früh morgens auf und wir nahmen gemeinsam das letzte Frühstück ein. Danach verliessen wir unsere Wohnung. In den Händen trug ich meine Puppe und den kleinen Koffer mit den Puppenkleidern. Zudem noch zwei oder drei Kinderbücher. Wir luden unser Gepäck auf einen kleinen Handwagen. Es war noch dunkel und praktisch menschenleer, als wir uns auf den Weg machten. Auf dem Gelände der Prager Messeausstellung, in der Nähe unserer Wohnung, war der Sammelplatz. Vor dem Messeeingang bildeten sich lange Menschenschlangen und die SS-Soldaten versuchten dort Ordnung ins Gedränge zu bringen. Dort bekamen wir eine Kenn-Nummer, die auf ein Stück Karton geschrieben war, um den Hals gehängt. Meine Nummer war die 816, darunter stand die Transportziffer AAv. Danach wurden wir einem kleinen Platz zugewiesen. Auf dem Boden lagen Strohsäcke. Wir waren froh uns ein bisschen ausruhen zu können. Doch von Ruhe war nicht die Rede. Das Wehklagen der Menschen und das Weinen der Kleinkinder waren nun omnipräsent. Für das Mittagessen bekamen wir Essensmarken und ich freute mich über die Tomatensuppe. Dies war seit jeher mein Lieblingsgericht gewesen. Manchmal reichte das Essen aber auch nicht für alle. So stellte ich mich auf den Hof – Sitzgelegenheiten gab es nicht. Jedenfalls war ich von der Suppe bitter enttäuscht. Sie schmeckte mir nicht und war nicht mit der Zubereitung meiner Mutter zu vergleichen. Der Ort war missfiel mir immer mehr. Ich sah keine bekannten Freunde und der ständige Lärm und Tumult war um uns herum. Angespannt und ängstlich erwarteten wir die erste Nacht auf dem Umschlagplatz. Dabei erschienen auch schon die SS-Leute auf ihrem Rundgang. Sie zählten die Menschen. Alle mussten aufstehen auch wenn sie krank oder gebrechlich waren. So sah ich zum ersten Mal «echte» Latrinen. Dies verursachte mir Übelkeit. Dennoch schlief ich auf dem Strohsack neben meiner Mutter und meiner Puppe ein. Um schätzungsweise sechs Uhr früh mussten wir am Folgetag wieder aufstehen. Im Waschraum standen die Menschen wieder Schlange. Zum Frühstück gab es Ersatzkaffee aber glücklicherweise hatten wir von zu Hause noch ein bisschen Backwaren mitgenommen. Die ersten drei Tage unserer Haft vergingen. Mit meinen zehn Jahren war es unvorstellbar schlimm dort zu sein. Am vierten Tag mussten wir uns nach mehrfachen Zählungen samt Gepäck in Richtung Bahnhof Prag-Bubenec begeben. Jeder hatte seine Nummer um den Hals gehängt. Die Polizisten und SS-Leute sperrten das gesamte Bahnhofsgelände ab. Niemand durfte ihnen entkommen. In jedem der bereits organisierten und einsatzbereiten Eisenbahnwaggons mussten fünfzig Personen Platz finden. In die Züge wurden wir wie Tiere gepfercht. Ständig hörte man dabei Kommandos wie «schnell ihr Judenschweine» oder «los». Geschrei und weinende Kinder waren überall zu hören. Familien wurden auseinandergerissen und in verschiedene Waggons untergebracht. Die SS-Leute schlugen und ohrfeigten zudem die Menschen.

Konzentrationslager Theresienstadt

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Jeder Waggon war mit etwa fünfzig Männer, Frauen und Kinder sowie deren Gepäck besetzt. Die Insassen warfen noch einen letzten Blick auf Prag. Der Abschied war sehr traurig und viele fingen an zu weinen. Glücklicherweise fuhren wir morgens los, als es noch nicht so heiss war. Das Weinen der kleinen Kinder wurde immer lauter und Übelkeit machte sich breit, vor allem bei den kranken und älteren Menschen.

Da Theresienstadt nicht weit von Prag entfernt war, kamen wir im Laufe des Mittags dort an. Theresienstadt galt als «Vorzeige-Ghetto». Dies jedoch nur für die Propaganda-Zwecke der Nationalsozialisten. Es war in Wirklichkeit ein Durchgangslager für die Transporte in die Ostgebiete, nach Auschwitz und in andere Vernichtungslager. Unser Zug hielt unmittelbar vor Theresienstadt in Bohušovice an. Nun waren wir am Ziel angekommen. Sobald die Waggons geöffnet wurden, ertönten schon Befehle wie: «Alles raus!» oder «Schnell, schnell!». Danach mussten wir uns in einer Fünferreihe aufstellen. Mit dem Lastwagen wurden die älteren Leute und Gepäckstücke abgeholt. Wir wurden von zahlreichen SS-Leuten, deutschen Polizisten und vom jüdischen Hilfsdienst umstellt.

Nach einer Weile traten wir in das Konzentrationslager und Ghetto Theresienstadt ein. In der einen Hand trug ich meine Puppe und in der anderen meinen kleinen Koffer. Ich blieb dabei stets in der Nähe meiner Mutter. Im Hof einer grossen Kaserne mussten wir dann anhalten und warten, bis unser Gepäck und die älteren, kranken Leute herbeigebracht wurden. Völlig erschöpft lagen und sassen wir im Hof herum. Die Ungewissheit über das Bevorstehende plagte und beunruhigte uns. Es entstand ein grosses Durcheinander als nach langem Warten die Gepäckstücke endlich eintrafen.

Meine geliebte Puppe

Daraufhin mussten wir alle durch die so genannten «Schleusen» hindurch marschieren. Wir alle wurden von den SS-Leuten und deutschen Polizisten sehr gründlich untersucht, sowie auch unser Gepäck. Mein Gepäck bestand nur aus dem kleinen Koffer und der Puppe. Auch die letzten Wertsachen wurden dabei beschlagnahmt. Als ich schon weitergehen wollte, hielt mich plötzlich ein SS-Mann am Arm fest und versuchte mir meine Puppe wegzunehmen. Da ich sie nicht aus meiner Hand geben wollte, stieg der Verdacht der Deutschen. Deshalb zerschlug der SS-Mann meine Puppe um nachzuschauen, ob darin nichts versteckt worden war. Ich war sprachlos, entsetzt und masslos wütend. Jegliche Worte blieben mir im Halse stecken. Schreien, weinen wollte ich. Der SS-Mann lachte dabei nur. Meine Mutter trieb mich von hinten an und wir lasen in Windeseile die verbliebenen Stücke meiner Puppe vom Boden auf.

Nach der «Schleuse» wurden wir einer Kaserne zugewiesen. Dies war unsere neue Unterkunft. Wir zwei fanden auf dem Dachboden der Kaserne ein kleines Plätzchen. Ich kroch sofort in meinen Schlafsack und trauerte meiner kaputten Puppe nach und verzichtete dabei sogar auf das Essen. Der erste Tag in Theresienstadt ging zu Ende. Am darauffolgenden Morgen erwachte ich schon früh und wusste nicht genau, wo ich mich überhaupt befand. Ich musste mich zuerst wieder sammeln. Allerdings wurde ich von meiner Mutter ganz schön überrascht. Neben mir lag wieder meine geliebte Puppe. Sie hatte sie, während ich schlief, mit Klebstoff einigermassen repariert. Bis heute weiss ich nicht, wo sie den Klebstoff aufgetrieben hatte. Vor lauter Freude über die reparierte Puppe fing ich an zu weinen und konnte mich lange Zeit nicht beruhigen. Ich drückte meine Puppe an mich und fühlte mich nicht mehr so verlassen und einsam. Meine Mutter und die Puppe samt Puppenkleidern waren ja bei mir.

Auch in Theresienstadt bestand das Morgenessen aus Ersatzkaffee, und das Mittag- und Abendessen aus einem Stück Brot und einer Schüssel Suppe. Meine Mutter ging gleich am zweiten Tag auf die Suche nach Bekannten und Verwandten. Die Suche verlief leider erfolglos. Wie wir später erfuhren, wurde mein Onkel und Tante Bick aber auch meine Grossmutter bereits nach Polen transportiert. Nur Onkel Franz war noch in Theresienstadt. Er war jedoch im Krankenhaus untergebracht. Jahrelang litt er an den Folgen der Spanischen Grippe und

war schwer krank. Ich befreundete mich in den ersten paar Tagen mit Mädchen in meinem Alter. Diese Tage vergingen schnell und waren nicht langweilig. Beispielsweise liehen wir uns gegenseitig Bücher aus, welche wir mit ins Lager gebracht hatten.

Fredy Hirsch

Uns wurde mitgeteilt, dass wir Kinder in ein Kinderheim untergebracht werden. Die Zustände sollten dort besser sein als in der Kaserne, jedoch fiel mir die Trennung von meiner Mutter sehr schwer. So wurden wir in den Block L 410 eingeteilt. Die Stimmung unter uns Kindern war doch ein bisschen fröhlicher als bei den Erwachsenen. Dennoch bedrückten uns die schlimmen Vermutungen über die Abtransporte und die ungewisse Zukunft. Wir Kinder hatten ein gutes Verhältnis zueinander. Aber am meisten erfüllte uns mit riesiger Freude, dass Fredy Hirsch vom Spielplatz wieder mit uns hier im Ghetto war. Selbstverständlich war er wieder vollkommen für uns Kinder da, wie früher auf dem «Hagibor». Bis heute kann ich nicht vergessen, wie er uns seine Liebe schenkte. Er kümmerte sich um uns, organisierte immer Neues und überraschte uns oft. Zudem wurde bei uns gesungen und musiziert. Auch Ballspiele aller Art wurden veranstaltet. Fredy Hirsch gab sein Bestes, um uns das Leben in Theresienstadt so fröhlich und angenehm wie nur möglich zu gestalten. Selbst kleine Theatergruppen wurden mit der Zeit gegründet. Wir Kinder machten beispielsweise eine Aufführung namens Brundibár. Die Eltern stellten uns die dafür entsprechenden Kostüme her, zwar bescheiden und einfach, aber mit viel Hingabe. Die Vorstellungen feierten jeweils grossen Erfolg.

Typhus und Erkrankung

Wir waren schätzungsweise schon ein halbes Jahr im Ghetto. Die Typhus-Epidemie verbreitete sich rasant und ich war eine der ersten, die sich infizierte. Durchfall und hohes Fieber plagten mich. Ich wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Meine Mutter meldete sich daraufhin sofort als Krankenschwester und wurde angenommen. So war sie immer in meiner Nähe. Mein Zustand war ziemlich schlecht, und es fehlte an medizinischer Versorgung. Ich sollte eine Bluttransfusion bekommen. Die benötigte Menge gab mir meine Mutter, obwohl sie auch nicht bei vollen Kräften war und selbst litt. Ich schwelte neun Monate in Lebensgefahr. Dennoch wurde ich wieder gesund und habe das bestimmt meiner lieben Mutter zu verdanken sowie meinem Onkel Karel Stern, der mir im Brot eingebackene Medikamente in Paketen sendete. Er war Arzt und seine Hilfspakete wurde bei den Kontrollen nicht entdeckt. Mein schwer kranker Onkel Franz starb jedoch kurz vor meiner Entlassung aus dem Krankenhaus. Er hatte mich sehr geliebt. Nun hatten wir im Ghetto keine Verwandten mehr. Wir trauerten lange um ihn.

Zurück im Kinderheim

Nach meiner Entlassung kehrte ich ins Kinderheim zurück. Ich hatte die Typhus-Epidemie tatsächlich überlebt – welch ein Glück. Im Kinderheim fanden während meiner Abwesenheit jedoch viele Veränderungen statt. Mit den Transporten kamen neue Kinder und zahlreiche wurden inzwischen nach Polen weiter transportiert. Zu unserem tiefsten Bedauern verliess uns auch unser bester Freund Fredy Hirsch. Er wurde nach Polen abtransportiert. Keiner war wie er. Er nahm uns Kinder so liebend an. Er war unersetzlich. Ohne ihn war nichts mehr, wie es war.

Die Stimmung wurde trauriger und der Platz, durch die ständig steigende Zahl der Kinder, immer knapper. Unter den Neuankömmlingen befanden sich jedoch Bekannte aus dem «Hagibor» Spielplatz in Prag. Jeder von uns versuchte sich auf irgendeine Art und Weise zu beschäftigen. Nun lebten wir bereits seit mehr als einem Jahr in Theresienstadt. Die Lebensbedingungen wurden immer schlechter, und die Ungewissheit über die Transporte nach Polen plagte uns. Es gab laufend ankommende und abgehende Transporte. Niemand konnte uns genaueres über das Bevorstehende im Osten berichten, bis eines Tages ein Transport mit Kindern aus Polen eintraf. Diese wurden jedoch nicht direkt ins Ghetto eingewiesen. Für sie wurde unter anderem das Krankenpersonal speziell ausgesucht. Keiner von uns hatte die Kinder gesehen. Wir hörten aber von schrecklichen Begebenheiten, die sich in den Waschräumen und während ihrer Entlassung abgespielt hatten.

Ein Kind in Auschwitz

Gedenkstätte für Flüchtlinge
Inzlingerstrasse 44, 4125 Riehen

Die Kinder schrien ständig das Wort «Gas» und wollten nicht unter die Dusche gehen. Diese schrecklichen Nachrichten verbreiteten sich schnell. Nun wussten wir alle, was uns in Polen erwarten würde. Die Vermutung, dass man die Juden dort vergasen würde, wurde nun zur bitteren Gewissheit. Die Kinder waren die Zeugen dafür. Sie kamen von dort und fürchteten sich davor. Dennoch wollten es viele nicht wahrhaben. Innert wenigen Tagen wurden die Kinder wieder nach Polen zurückgefahren. Keines von den Kindern, samt Betreuer die sie begleiteten, kamen je wieder zurück. Wahrscheinlich wurden sie dort alle ermordet. Es wurde jedoch nie aufgeklärt, warum die Deutschen diese Kinder, welche angeblich aus Griechenland stammten, hierher nach Theresienstadt brachten.

Besuch des Roten Kreuzes

Am 11. November 1943 kam eine Kommission des Internationalen Roten Kreuzes nach Theresienstadt. Sie führten eine Inspektion durch. So mussten sich alle Ghettobewohner auf einer Wiese ausserhalb der Stadt versammeln. Den ganzen Tag lang dauerte dieser grosse Appell an einem kalten Herbsttag. Wir bekamen zudem nichts zu Essen. Erst am Abend marschierten wir wieder ins Ghetto zurück. Nach diesem Appell wurden zahlreiche Transporte zusammengestellt. Damit die Inspektoren nicht ein überfülltes Theresienstadt zu sehen bekamen, wurden die Kranken und Alten beseitigt. Die Deutschen nahmen zu Propagandazwecken viele Verschönerungen im Ghetto vor. Häuserfassaden an den wichtigen Kreuzungen wurden neu angestrichen. Sitzbänke wurden aufgestellt, Konzerte wurden veranstaltet. Alles nur um der Kommission vorzuschwindeln, wie gut es den Juden in Theresienstadt gehe. Sobald die Inspektion zu Ende war und das Rote Kreuz das Ghetto verlassen hatte, blieb wieder alles, samt allen Verboten, beim Alten.

Fahrt nach Auschwitz

Aufgewühlt kam meine Mutter eines Tages zu mir ins Kinderheim. Am 15. Dezember 1943 sollten wir das Ghetto verlassen. Wir hatten die Transportnummer D.R.2334 erhalten. Also mussten wir unsere wenigen Gegenstände zusammenpacken. Ich wollte unbedingt wieder meine Puppe und den kleinen Koffer mit den Puppenkleidern mitnehmen. Meine Mutter kaufte für das letzte Geld, das nur in Theresienstadt gültig war, auf dem Schwarzmarkt Zucker, Zigaretten und Brot. Allerdings waren die Zigaretten als Tauschmittel gedacht. Wieder mussten wir in den frühen Morgenstunden beim Bahnhof in Bohušovice antreten. Wir wurden mehrmals durchgezählt und standen einen halben Tag lang auf dem Bahnhof. Zudem hing wieder jedem seine Transportnummer um den Hals. Dann wurden wir in die Waggons gezerzt. Zwei Eimer für die dringenden Bedürfnisse standen in einer Ecke. Der Waggon besass nur eine kleine Luke. Durch diese fielen die einzigen Lichtstrahlen hindurch. Es wurden immer mehr Leute hineingepresst. Man konnte weder stehen noch sitzen. Ich blieb immer nahe bei meiner Mutter. Die Nähe und Zuneigung war das wichtigste in jener Zeit. Endlich fuhr der Zug los und der Lärm nahm stetig ab. Jedoch wurde schon nach kurzer Zeit die Luft im Waggon unerträglich. Den Insassen wurde übel und sie klagten. Meine Mutter gab mir durchgehend etwas Zucker. Während der ganzen Fahrt bekamen wir nichts zu essen oder zu trinken. Oft stand der Zug stundenlang irgendwo. Es war eine tagelange Reise ins Ungewisse. Um uns herum schon tote Menschen – auch wir Kinder gewöhnten uns an diesen Anblick. Das letzte Stückchen Hoffnung verloren wir alle während dieser endlosen Fahrt.

Ankunft in Auschwitz

Wir waren völlig erschöpft und hungrig. Dann hielt der Zug an, und die Waggon Türen wurden geöffnet. Das starke Scheinwerferlicht blendete uns. Es war Nacht aber das ganze Gelände wurde beleuchtet. Das Geschrei war laut und unweit zu hören. Bewaffnete SS-Soldaten standen mit Hunden überall herum. Wir sahen auch Menschen in Häftlings-uniformen, die behilflich waren beim Entladen des Gepäcks. Wieder dröhnten von den SS Leuten Befehle auf uns ein «Alles heraus» und «schneller». Die Leute wurden regelrecht aus den Waggon herausgezerrt, viele stürzten dabei. Es herrschte eine riesige Unordnung bei der auch manche Schüsse fielen und die Hunde laut bellten. Auf der beleuchteten Bahnhofsrampe mussten wir uns aufstellen. Ich verlor meine Mutter in dem Durcheinander, die

mich aber bald wiederfand. Leider hatte ich im Waggon den Brotsack vergessen und kletterte in den Waggon zurück. Dabei ertappte mich ein SS-Mann und verpasste mir eine Ohrfeige.

Archiv des Museums Stutthof
Polenlager Theresienstadt

KONZENTRATIONSLAGER Stutthof Art der Haft 71978

Name und Vorname: Weil Franciska

Geb.: 18.6.1927 aus: Klatau Protektorat

Wohnort: Bag. 11. Sonnenberg str. 16.

Beruf: Schneider Rel.: mus.

Staatsangehörigkeit: Protektorat Stadt: Leitz

Tras des Vaters: Karl der Mutter: Herrn Amalia

Trasort: tot.

Tras des (s) Ehefrau: _____ Kinder: _____

Bildung: Volkschule

Statur: Mittel Gestalt: Mittel Gesicht: Rund Augen: braun

Haut: schwarz Mund: norm Ohren: norm Zähne: gesund

Haar: blond Sprache: deutsch polnisch

Anstehende Krankheit oder Gebrechen: keine

Besondere Kennzeichen: Leit am 1.10.1943

Empfänger: _____

Trasort: 23.8.1943 wo: Theresienstadt

1. Mal eingeliefert: 20.7.1944 2. Mal eingeliefert: _____

Einweisende Dienststelle: K. L. Mauerbach

Grund: _____

Politische Vorstrafen: keine

Politische Vorstrafen: keine

Ich bin darauf hingewiesen worden, dass meine Bestrafung wegen intellektueller Urkundenfälschung erfolgt, wenn sich die obigen Angaben als falsch erweisen sollten.

Der Lagerkommandant: _____

..... Weil Franciska

Die erste Selektion

Alle standen ganz dicht neben den Angehörigen und wollten sie nur nicht verlieren. Die Kinder hielten sich an den Rücken ihrer Mütter fest. Einige tschechische Häftlinge, welche den alten und gebrechlichen Menschen aus den Waggons helfen mussten, flüsterten uns leise zu: «Nicht krankmelden, sonst kommt ihr in die Gaskammer». So wurden wir, völlig entkräftet, sortiert. Die alten und kranken Menschen wurden auf die linke Seite geschickt und die einigermaßen gesund aussehenden zur Rechten. Nun bemühten wir uns, möglichst kräftig und gesund auszusehen. Nach kurzer Musterung wurden ich und meine Mutter zur rechten Seite geschickt. Wir waren unglaublich erleichtert darüber. Viele andere bettelten förmlich um ihr Leben. Vergebens. Daraufhin fuhren wir mit einem Lastwagen ins eigentliche Konzentrationslager. Auf dem Weg ins Lager sahen wir überall Wachtürme und Stacheldrahtzäune. Die Scheinwerfer leuchteten grell. Soldaten standen mit ihren Maschinengewehren herum. Es war eine klare Nacht. Die Sterne waren am Himmel zu sehen. Ich war wahrscheinlich die jüngste auf unserem Transportwagen. Im «Familienlager» hielt der Lastwagen. Wir wurden dann schnell in unsere Unterkunft gebracht. Diese bestand aus niedrigen Holzbaracken mit dreistöckigen Bettstellen, wie in Theresienstadt. In der Mitte befand sich ein grosser Kamin. Im dritten Stock wurde mir, meiner Mutter und drei weiteren Frauen ein Platz zugewiesen. Wir erhielten dazu schmutzige und verlauste Decken. Jedoch waren wir alle so erschöpft, dass uns dies nicht interessierte und wir einschliefen. Am nächsten Morgen mussten wir sehr früh aufstehen, uns anziehen und vor der Baracke aufstellen. Erholsam war der Schlaf nicht gewesen. Danach wurden wir durchgezählt und in die Waschräume geschickt. Diese wurden 'Sanna' genannt. Wenn man nicht rechtzeitig fertig war oder einfach langsamer ging, wurde man mit dem Gummiknüppel geschlagen. Meine geliebte Puppe trug ich stets unter dem Arm. Ich wollte mich nie von ihr trennen.

Die Dusche

Aus zwei oder drei Räumen bestand die Dusche. In einem dieser Räume mussten wir uns nackt ausziehen. Dies alles unter Aufsicht junger SS-Soldaten. Sie überwachten die Sammelstellen unserer Kleidungsstücke. Diese wurden dort desinfiziert. Dabei verloren wir jegliches Schamgefühl. Die Deutschen grinsten uns nur an. Danach wurden unsere Haare im schnellsten Tempo abgeschoren. Dies war sehr erniedrigend für uns. So gingen wir duschen, aber Zweifel und Unmut machte sich unter den Leuten bemerkbar. Wir waren über die Täuschung der Waschräume als Gaskammer informiert. Es handelte sich diesmal jedoch wirklich um eine Dusche. Das Wasser war kalt und es gab keine Seife.

In dieser Unruhe packte mich plötzlich ein junger SS-Mann und nahm mir meine Puppe aus der Hand. Ich fing an zu weinen und bat ihn mir sie wieder zurückzugeben. Umsonst. Ich sah sie nie mehr wieder. Es war ein schwerer Schlag für mich. Unsere eigenen Kleider nahm man uns weg. Wir erhielten dann im nächsten Raum alte Kleider, teils zu gross oder zu klein, und selten passende Holzpanzern. Jedoch waren auch diese Kleidungsstücke verlaust. Ich trug ein viel zu grosses Kleid und warme Unterwäsche gab es für uns nicht. Wir liefen in die Baracke zurück und erhielten warme Suppe und je ein Stück Brot. Das Essen wurde aus einem grossen Fass in eine alte Schüssel umgefüllt. Jeder erhielt eine Portion. Hungrig assen wir unser erstes Essen in Auschwitz mit den Händen – Besteck und Löffel wurden nicht verteilt. Es war ungeniessbar, aber um zu überleben ermahnte mich meine Mutter immer alles aufzuessen.

Tätowierung am Arm

Nach einem weiteren Appell begann man die Lagerinsassen am linken Unterarm mit einer Nummer zu tätowieren. Meine Nummer war die 71978. Meine Mutter erhielt die Nummer 71979. Nach diesem Eingriff waren wir keine Menschen mehr, nur noch Nummern. Wer nicht sofort nach Ankunft vergast wurde, wurde in Auschwitz tätowiert. Danach mussten wir uns in Nummernlisten eintragen. Meine Mutter tröstete mich und versprach mir, dass sobald wir wieder frei wären und ich die Tanzschule besuchen dürfte, sie mir einen Armreif schenken werde. Dieser würde die Nummer auf meinem linken Unterarm verdecken. Ihre Worte beruhigten mich ein wenig. Nachdem wir ein Stück Brot und ein bisschen Marmelade zum Abendessen erhielten, ging unser erster Tag in Auschwitz zu Ende. Vor dem Schlafen gingen wir noch schnell zu den ekligen Latrinen. Männer und Frauen sassen sich dort in einer Reihe direkt gegenüber. Nur Kartoffelsäcke trennten die beiden Geschlechter.

Erneute Trennung von meiner Mutter

Auch in Auschwitz wurde ich nach geringer Zeit von meiner Mutter getrennt und in einen Kinderblock gebracht. Die Umstände waren dort besser, aber die erneute Trennung von meiner Mutter war schlimm. Auch hier hörte ich vieles über die Zuneigung und Bemühungen von Fredy Hirsch für die Kinder in Auschwitz. Traurigerweise war er bei meiner Ankunft nicht mehr im Kinderblock. Er war bereits gestorben. Man erzählte mir, dass sich Fredy Hirsch das Leben nahm, als er erfuhr, dass man ihn abtransportieren werde. Seine Liebe und Taten werden uns überlebenden Kindern unvergesslich bleiben.

Mit der Zeit bekamen wir einen neuen Aufseher. Er war ein deutscher Sträfling, der uns sehr grob behandelte und auch Ohrfeigen verpasste. Meine Mutter zu besuchen wurde immer schwieriger. Manchmal gelang es mir unmittelbar nach dem Appell aber trotzdem. Dabei sah ich meiner Mutter an, dass sie nicht gesund war. Ihre Erkrankung schien doch schlimmer zu sein, als vermutet. Damit ich mir keine Sorgen machte, wollte sie nicht darüber sprechen. Nun versuchte ich, sie täglich zu besuchen. Sie lag nicht mehr auf der oberen Pritsche, sondern unterhalb in der Nähe des Ofens, da sie nicht mehr die Kraft besass nach oben zu steigen.

Der Tod meiner Mutter

Der Zustand meiner Mutter verschlechterte sich rapide. Sie fror ständig und sass den ganzen Tag beim Ofen. Liebend gerne hätte ich ihr eine Decke gebracht, jedoch besaßen wir drei Kinder zusammen nur eine einzige. Als ich am 12. März 1944 meine Mutter besuchte, lag sie alleine auf der Pritsche und gab mir keine Antwort mehr. Zudem war der Kaffee neben ihr unberührt. Mehrmals redete ich auf sie ein, aber erhielt keine Antwort von ihr. Voller Angst lief ich aus der leeren Baracke, um Hilfe zu holen, da praktisch alle Häftlinge bei der Zwangsarbeit waren. Niemand hörte mir zu, obwohl ich den Leuten von meiner kranken Mutter erzählte. Auch einem Deutschen versuchte ich mit meinen spärlichen Deutschkenntnissen zu vermitteln, dass meine Mutter todkrank war. Seine Antwort war: «Soll sie verrecken». Nach seiner Aussage stand ich sprachlos da, scheinbar zu lange und erhielt eine Ohrfeige. In diesem Moment war mein Hass gegen diese Menschen masslos.

* Personaliaufnahme von Franciska bei Ankunft im Konzentrationslager Stutthof. Das originale Dokument befindet sich im Archiv des Museums Stutthof. *Kopie im Privatbesitz Franciska Weilová.

Als ich in die Baracke zurückkehrte, waren die Hände meiner Mutter eiskalt. Lange weinte ich und konnte mich nicht von ihr trennen. Ich war immer noch fest davon überzeugt, dass sie sich nur in einem Tiefschlaf befand. Auf einmal spürte ich eine feine Berührung auf meinen Schultern. Hinter mir stand ein alter Rabbiner. Er strich mir über die Haare und sagte, dass er für meine Mutter beten würde. In diesem Augenblick wurde mir klar, dass meine Mutter tot war. Noch gestern sprach meine Mutter davon, dass wir wieder in unsere schöne Stadt Prag nach Hause gehen würden. Nun war sie nicht mehr da.

Der Rabbiner sprach sein Gebet. Währenddessen versuchte ich andauernd mit meiner Mutter zu sprechen. Ich dachte, dass sie mich vielleicht noch hören könnte. Danach verliess der Rabbiner die Baracke und ich war bis abends allein mit meiner Mutter. Dann kehrten die Häftlinge von ihrer Zwangsarbeit zurück. Ihr Tod wurde der Blockältesten gemeldet und meine Mutter wurde in den Schnee, hinter der Baracke, gelegt. Schätzungsweise blieb sie dort zwei Wochen liegen. Jeden Tag besuchte ich sie dort und entfernte stets den Schnee aus ihrem Gesicht und sprach zu ihr. Ich fühlte mich nicht ganz so alleine, solange ich sie noch besuchen konnte. So verabschiedete ich mich von meiner Mutter täglich aufs Neue.

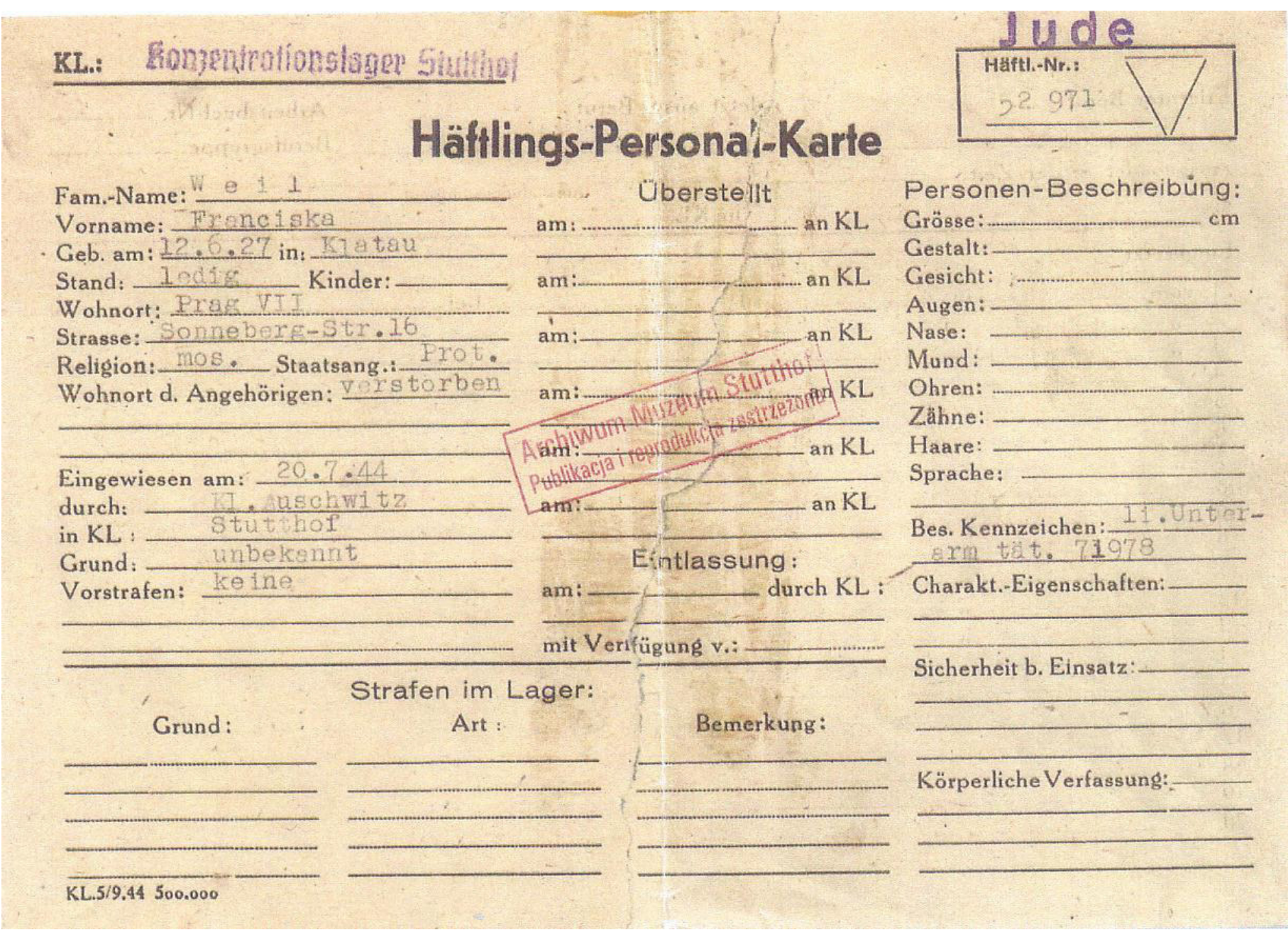
Die Stelle, an der meine verstorbene Mutter lag, war eines Tages jedoch leer. Ich versuchte mit den Händen nach ihr zu graben. Ich dachte, dass der Neuschnee sie zugedeckt hätte. Nun blieb mir alleine die Erinnerung an meine geliebte Mutter. Sie pflegte zu sagen: «Es muss einen Gott geben, der alles sieht, was auf dieser Welt geschieht und eines Tages wird es wieder besser, und alle Menschen werden glücklich sein». Während den darauffolgenden Tagen im Kinderblock, wollte ich niemanden sehen und sprechen. Trauer überkam mich und meine Gedanken waren stets bei meiner Mutter. Mir selbst versprach ich, dass ich bei einer Rückkehr nach Prag das Grab meines Vaters auch als das meiner Mutter betrachten werde.

Selektion durch Dr. Mengele

Der Platzmangel in Ausschwitz durch immer neue Transporte aus Theresienstadt wurde durch eine grosse Selektion behoben. Nun mussten wir durch eine Reihe deutscher Ärzte und SS-Leute hindurchgehen. Diese zeigten lediglich mit ihrer Hand nach rechts oder links. Der linke Weg bedeutete für uns den Tod in den Gaskammern und der rechte, die weitere Zwangsarbeit. Der gefürchtete Dr. Mengele leitete auch diese Selektion. Er suchte sich bei dieser Gelegenheit Häftlinge für seine furchtbaren Menschenversuche aus. Besonders Zwillinge waren für ihn interessant. Die meisten wurden dabei als Versuchskaninchen verwendet und starben einen schrecklichen Tod.

Nervosität war bei allen spürbar. Ich schwitzte vor Angst und vermisste meine Mutter in diesem Moment. Die meisten Häftlinge wurden nach links geschickt. Nun war ich an der Reihe. So ging ich auf Dr. Mengele zu und er hob bereits seinen Arm und zeigte nach links. Als ich mich ihm näherte, versuchte ich Dr. Mengele mit meinen bescheidenen Deutschkenntnissen zu erklären, dass ich stark genug sei, um zu arbeiten. Daraufhin schauten mich alle Leute überrascht an und erwarteten nun das Schlimmste für mich. Aber nichts geschah. Ich sah nur, wie er erneut seine Hand hob, aber diesmal mir den Weg nach rechts zeigte.

Welch ein Wunder war dies gewesen, denn deutsche Entscheidungen waren stets unwiderruflich. Bis heute glaube ich, dass mir ein Engel beistand. Ich war damals erst zwölf Jahre alt, aber in allen Karteien wurde ich als älter eingeschrieben. Noch im Messe-Pavillon in Prag, gab mich meine Mutter als älter an. Dank dieser Notlüge war ich nie unter den Kleinkindern, welche grösstenteils gleich nach Ankunft in den Gaskammern ermordet wurden.



*ID Häftlings-Personal-Karte von Franciska. Bis auf das Geburtsjahr, welches von ihrer Mutter absichtlich falsch angegeben wurde, stimmen alle Angaben. ID Abkürzung „mos.“ steht für mosaisch. ID bedeutet jüdisch / israelitisch. Das originale Dokument befindet sich im Archiv des Museums Stutthof. Kopie im Privatbesitz Franciska Weilová.

*Erste von rechts. Franciska im Mädcheninternat in einem Kloster in Prag. Bildaufnahme; Prag 1948 Privatbesitz Franciska Weilová.

Das Frauenlager und KZ Stutthof

Nach der Selektion wurde ich vom Familienlager in das Frauenlager gebracht. Die Umstände waren hier deutlich schlimmer als in den bisherigen Lagern. Am nächsten Tag traf ich dort erstaunlicherweise zwei Bekannte aus meinem Heimatort Švihov: Frau Klementová und ihre Tochter Anette. In Auschwitz wurde der Vater vor den Augen der Mutter und Tochter gewaltsam von zwei SS-Männern mit Knütteln zu Tode geschlagen. In diesem Frauenlager wurde ich zu harter Arbeit in den Buna-Werken eingesetzt. Durch die Zusammenstellung eines grösseren Arbeitskommandos konnte ich eines Tages Auschwitz verlassen. Erleichterung machte sich in mir breit. Endlich konnten wir das schlimmste Konzentrationslager verlassen. Darüber wohin wir nun geschickt wurden und welche neue Zwangsarbeit mir bevorstand, hatte ich keine Ahnung. Fast zwei Tage lang waren wir unterwegs von Auschwitz zu unserem neuen Lager Namens Stutthof, in der Nähe von Danzig. Die Baracken in diesem Lager waren noch nicht einmal ganz fertig gebaut, lediglich etwas Stroh lag am Boden. Dennoch wurden wir darin untergebracht.

Stutthof war erst kurz zuvor errichtet worden. Dort wurden wir von deutschen SS-Frauen bewacht, welche noch schlimmer waren als die SS-Männer. Gemeinsam mit einer Gruppe von Frauen wurde ich auf ein Rittergut nahe dem Konzentrationslager zugeteilt. Es handelte sich dabei um ein Aussenkommando. Dort sollten wir bei der Ernte arbeiten. Wir schliefen in einem alten Viehstall. Meine Füsse wurden wund, da ich täglich barfuss auf den Acker gehen musste. Da ich eines Tages nicht mehr laufen konnte, wurde ich zur Dreschmaschine beordert. Nun musste ich mit dem Messer die Bündel zerschneiden und das Getreide in die Maschine stecken. Eines Tages fiel mir unbeabsichtigt das Messer aus den Händen und landete direkt in der Maschine. Sie blieb daraufhin stehen. Dies wurde mir als Sabotage ausgelegt. Nach heftigen Prügeln wurde ich einem SS-Mann übergeben. Er sollte mich eilig ins Hauptlager Stutthof zurückbringen.

Die Liqueidierung

Im Lager angekommen, wurde ich einer Gruppe von kranken und älteren Leuten zugeteilt. Drei Tage lang befand ich mich unter ihnen. Wir wurden zur Liqueidierung bestimmt. Dies sollte meine Bestrafung sein. Doch wir erhielten eine neue Aufseherin, die in einer SS-Uniform eingekleidet war und etwas Polnisch sprach. So konnten wir uns einigermaßen verständigen und ich erzählte ihr das Geschehene.

Eine Stunde später kam sie zu mir und erklärte mir, dass ich aus diesem Transport herausgenommen wurde, nachdem sie mit einem höheren SS-Offizier gesprochen hatte. Das war meine Rettung und ich war sehr dankbar dafür. So wurde ich erneut einer anderen Gruppe zugeteilt, welche dem Arbeitskommando Thorn unterstellt war. Bei dieser Zwangsarbeit haben wir den ganzen Tag lang mit Schaufeln Gräben ausgehoben.



Thorn – Ein Aussenkommando

Beim Aussenkommando Thorn schliefen wir in Zelten und versuchten uns mit Moos und Stroh ein bisschen gegen die Kälte zu schützen. Eines Tages wurde ich während der Arbeit abberufen und erhielt vom Lagerleiter den Befehl in der Küche zu arbeiten, wo ich Kartoffeln schälen musste. Aber es gab keinen Kartoffelschäler. So musste die Arbeit mit den Fingernägeln oder einem Stück Holz verrichtet werden. Meine Finger bluteten und noch immer litt ich unter wunden Füßen. Eines Tages gab mir überraschenderweise ein Deutscher Soldat einen Kartoffelschäler. Das war das grösste Geschenk meines Lebens.

Es war eine sehr anstrengende Arbeit. Trost fand ich bei den Frauen, die mit mir die gleiche Arbeit verrichten mussten.

Unterlebenswechsel

Unsere Unterkunft wurde erneut gewechselt und nun schliefen wir in grossen Zelten, die für schätzungsweise fünfzig Personen Platz boten. Es handelte sich um provisorische Zelte. Darin lagen wir eng nebeneinander. Nicht einmal Latrinen waren vorhanden. Die Notdurft mussten wir im Wald verrichten, aber nur zweimal am Tag, morgens und abends. Es wurde Winter und wir arbeiteten täglich von früh bis spät. Die Nahrung und unsere Kleidung waren völlig unzureichend. Wer jetzt arbeitsunfähig wurde, wurde bei nächster Gelegenheit sofort weggeschickt. Anfang Januar 1945 sollten auch unsere Zeltlager geräumt werden. Durch das unruhige Verhalten der Deutschen konnten wir erahnen, dass die Russen nicht mehr weit von uns entfernt waren. Alle, die nicht mehr gut laufen konnten, sollten im Lager bleiben. Es hiess, dass diese Leute mit Lastwagen abgeholt werden. Alle bezweifelten dies und traten den Marsch an. Die wenigen, die nicht mehr laufen konnten und beim Lagerplatz blieben, wurden danach durch die SS-Leute erschossen.

Der Todesmarsch

Es war kalt und nur wenige hatten Holzpantoffeln an. Somit wickelten sich die meisten Kleider und Lumpen um ihre Füsse. Das Tempo des Marsches war sehr hoch und wir wurden von schwer bewaffneten SS-Soldaten bewacht. Ohne Unterbrechung marschierten wir den ganzen ersten Tag lang ins Ungewisse. Währenddessen erhielten wir auch kein Essen. Verlassene Häuser dienten uns als Schlafplatz. Jeder bekam nun Suppe und ein Stück Brot vor dem Schlaf. Tag für Tag marschierten wir erschöpft und hungrig immer weiter und freuten uns auf die Unterkunft in Viehställen. Die Wärme zwischen den Tieren und in den Ställen war für uns überlebenswichtig, denn es war draussen bitterkalt. Zudem ernährten wir uns auch von Eiszapfen, Schnee und Gräsern. Wer mit dem Marschtempo nicht mithielt, wurde erschossen. Unsere Kolonne wurde dadurch immer kleiner. Eine Frau, die ihre Tochter in meinem Alter in Auschwitz verlor, ermutigte mich und half mir während des schier endlosen Marsches. Am nächsten Tag erreichten wir die polnische Kleinstadt Korunovo. Dort übernachteten wir in einem Gefängnis. So hatten wir nach langer Zeit wieder ein Dach über dem Kopf. Nahrung erhielten wir an diesem Abend überhaupt nicht, aber wir schliefen völlig entkräftet ein.

24. Januar 1945 – Tag der Befreiung

Während der Nacht hörten wir immer stärker zunehmendes Geschützfeuer. Also blickten wir neugierig aus den vergitterten Fenstern hinaus und beobachteten die Lage. Es herrschte ein grosses Durcheinander und permanent fuhren Fahrzeuge am Gefängnis vorbei. Dabei erkannten wir schnell, dass die Deutschen flüchteten. Nach vereinzelt Widerstandskämpfen der Deutschen, sahen wir bereits die ersten russischen Soldaten, die uns die Tore öffneten. Selbst unsere Wachmannschaften flohen noch während derselben Nacht. Nun weinten wir vor Freude, endlich waren wir frei und haben diese schlimmen Jahre überstanden. Fast drei Jahre verbrachte ich hinter Stacheldraht und litt beinahe sechs Jahre unter der deutschen Herrschaft. Unbeschreiblich grosse Freude herrschte und wir umarmten uns gegenseitig. Durch die blitzartige Flucht der Deutschen, fanden wir in den Küchen riesige Vorräte an Nahrungsmitteln. Die Zeit reichte den Deutschen nicht, um das Essen aufzuladen und mitzunehmen. Nun stürzten wir uns alle auf das Essen und jeder ass davon soviel er nur konnte. Dies hätte uns jedoch das Leben kosten können. Denn mein Gewicht betrug nach der Befreiung schätzungsweise 25 kg bei meiner Grösse von 150cm. Bei uns befand sich glücklicherweise eine Kinderärztin, Hanka Popperova, welche uns bei der Nahrungszufuhr beriet und Ratschläge erteilte.

Der erste Tag unserer Freiheit ging zu Ende. Ich war bei der Befreiung erst zwölfeinhalb Jahre alt, und es war ungewohnt wieder frei zu sein und machen zu können, was wir wollten. Am nächsten Tag klang die Begeisterung über die Befreiung jedoch schon wieder ab. Der Schmerz über den Verlust meiner Eltern, Freunden und Bekannten war grösser, als die Freude über die Befreiung.

Franciska Weilová im Gespräch mit: Johannes Czwalina (Riehen, 22. April 2016) und Dan Shambicco (Zürich, 26. April 2016)